

Mirko Sekulić

Der Held der andern

P V E R
V A L A
E R N G
L A G O

Mirko Sekulić
Der Held der andern

P V E R
V A L A
E R N G
L A G O

Mirko Sekulić

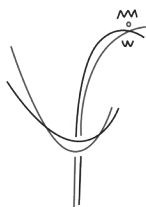
Der Held der andern

Roman

P V E R
V A L A
E R N G
L A G O

Pano – Ein Imprint von TVZ

Publiziert mit der freundlichen Unterstützung der Gemeinde Lachen,
der Evangelisch-reformierten Kirchgemeinde der March und
der Kulturförderung des Kantons Schwyz.



EVANGELISCH-REFORMIERTE
KIRCHGEMEINDE DER MARCH

Gemeinde
Lachen
läbe loche gnüsse

SWISSLOS
kulturförderung
kantonschwyz

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur für die
Jahre 2026–2028 mit einem Strukturbeitrag unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung
Simone Ackermann, Zürich
Foto: Stasia Sekulić-Biert

Druck
CPI Books GmbH, Leck

ISBN 978-3-290-22080-8 (Print)
ISBN 978-3-290-22081-5 (E-Book)

© 2026 Pano – Ein Imprint von TVZ
www.pano.ch

Alle Rechte vorbehalten

*eines TAGES, zu verstehen als unverbrüchliche Treue
zwischen Rechtsgläubigkeit und Phantasie in uns*

Friederike Mayröcker,
brütt oder Die seufzenden Gärten

Même si ça fait mal, c'est gagné

Jean-Jacques Goldman,
Confidentiel

Erster Teil

Im letzten Sommer, auf unserem täglichen Gang zum Grab meiner Mutter, fragte mein Vater, wann sie gestorben sei. Ich solle ihm das Datum vom Stein ablesen. Seine Sehschärfe liess nach.

Eine Frage um des Fragens willen. Wann ist sie gestorben? Unwillig las ich ihm das Datum vor. Er kannte es sehr wohl. 2010 ist keine schwer abrufbare Zahl. Er litt an einer Art launischer Demenz. Wenn es ihm passte, vergass er gern. Und im Ausatmen entfuhr mir: Vierzehn Jahre sind vorüber, Vater! Vierzehn Jahre!

Es hatte mich im Moment tatsächlich überrascht. Der Ausruf entfuhr mir, als wäre es seine Schuld, dass er sich noch nicht aus dem Staub gemacht hatte. War es nicht eher meine?

Schräg hinter unserem Familiengrab liegt dasjenige der Eltern einer ehemaligen Freundin, schräg vorne dasjenige der Eltern meines Primarschulfreundes. Auf beiden Steinen liest man eingraviert, dass zwischen den Todestagen der Eltern nicht zwei Jahre vergangen

sind. Von einer Freundin aus England hatte ich erfahren, dass beide Elternteile innerhalb von wenigen Monaten weggestorben waren. Wir waren bei unseren Eltern bereits weit über das Jahrzehnt hinaus und sahen kein Land. Ich sah kein Land. Nichts zuvor hatte je so lange angedauert, keine Verbindung oder Beziehung. Wechselhaft war es gewesen, mein bisheriges Leben. Hier aber, meinem Vater einen Dienst zu erweisen, wollte es kein Ende nehmen.

In meinem Verzagen, dass sich in so vielen Jahren nichts änderte, fand ich Trost bei andern Spekulationen: Wenn hier zwischen Ehepartnern ein grosser Zwischenraum entstand, dann ermöglichte es meiner Mutter vielleicht eine Art Vorsprung im Jenseits, damit er, wenn er einst sterben würde, sie nicht mehr zu belästigen im Stande wäre. Wie beim Triathlon; nach dem Schwimmen wäre für ihn der Vorsprung auf dem Fahrrad nicht mehr wettzumachen. Und sie erreichte die letzte Disziplin weit voraus und müsste nicht einmal rennen, nur gehen, gemächlich, unbehindert und unbesorgt.

Indem ich für den Vater da war, ihn pflegte und mit ihm zusammenlebte, sämtliche Belange für ihn übernommen hatte, wurde ich heimlich zum Helfer bei ihrer übersinnlichen Flucht, diente ihrem Davonkommen, ihrer Befreiung.

Andererseits hatte ich schon lange aufgehört, an medizinische Prognosen zu glauben. Über Jahre hatten wir Vaters einwandfreie Prognose gehört, dass er vor

ihr, der Mutter, werde sterben müssen. Er verwies auf seine medizinische Kenntnis einerseits, andererseits auf seine künstliche Herzklappe, die ihn beinahe schon einmal das Leben gekostet hatte.

Aus einer Familie mit Ärzten stammend begegnete einem der Begriff *ein medizinisches Wunder* allzu oft, mehr, möchte man meinen, als in der Bibel. Man muss mir daher verzeihen, dass ich der modernen Medizin und dem oft proklamierten Glauben an die Wissenschaft, was für mich eine Wortabsurdität darstellt, nur mässige Ehrfrucht entgegenbringen kann.

Vielmehr machte ich meinerseits Rechnungen: Vaters Mutter, der er in vielem ähnelte, nicht nur die Nase stand ähnlich schief im Gesicht, auch ihre energische Art hatte er geerbt, wurde hundertundsieben Jahre alt. Das hiess, erreichte er ihr Alter, würde ich bei seinem Ableben dreiundsiebzig sein. Das amüsierte Nichten und Neffen. Ich versuchte mich mit solchen Rechnungen vorzubereiten, um jede gedankliche Hoffnung – wie mein Vater die Fliegen auf dem Küchentisch – zu erschlagen.

Waren diese Hoffnungen nicht hässlich? Hoffen, dass der Vater stirbt? Ganz abgesehen davon, dass meine Überlegungen nicht alle Eventualitäten berücksichtigten: Die Grossmutter, bettlägerig über die letzten zehn Jahre hinweg, lebte mitten in Belgrad und wurde vom Onkel betreut, seit er in Pension gegangen war. Sein Rentnerdasein verbrachte er, und zwar das gesamte, mit der Pflege seiner Mutter. Er hatte zeit-

lebens ein Nierenleiden. Woran er gestorben ist, weiss ich gar nicht. Erschöpft von der Fürsorge? Er starb vor der Mutter, die er pflegte. Erst als er ging, folgte sie.

Von anderen Pflegekonstellationen hatte ich Ähnliches erfahren; es schien eine symbiotische Verbundenheit zu geben. Wenn der pflegende Teil den Geist aufgab, folgte der andere oft auf geheimnisvolle Weise nach. Die Rechnung ging also nur auf, würde ich mit dreiundsiebzig oder früher und vor meinem Vater sterben. Auch das, glaube ich, habe ich in diesen Jahren gelernt: Auf Zahlen ist kein Verlass.

Das bescherte mir manche unruhige Nacht. Solange ich da war, war Vater da. Es gab für ihn keinen Grund, zu sterben. Andererseits: könnte mich nicht auch ein ähnliches Schicksal treffen wie die Mutter? Ihre Krebserkrankung konnte man nicht *nicht* in Verbindung bringen mit ihrem Einsatz für das Dasein des Vaters, oder jedenfalls ich nicht. Auch mit der Art, wie er mit ihr umging. Mit dieser konstanten Last zweier Existenzen. Vielleicht wäre hier das Wort *aufopferungsvoll* am Platz.

Mutter übernahm über Jahre hinweg die Funktion eines Puffers zwischen Vater und der Welt. Vielleicht erfände man heute dafür einen Begriff wie: Helikopter-Ehefrau. Meine Mutter orchestrierte – passend für eine Geigenlehrerin – sein Leben. Als lebte sie ihres durch das seine und feierte seine Erfolge als die ihren. Er aber, ihr Vorzeigetänzer an vorderster Front, tanzte gerne nach der eigenen Nase, weshalb sie sich immer wieder Verletzungen zuzog und früh schon Erschöp-

fungsanzeichen sichtbar wurden. Die übersieht man gern. Oder gibt ihnen medizinische Namen. Sie sind dann offizieller, nicht persönlich. Und auf den Dokumenten sind sie nirgends eingetragen, kein Minus ist auf den Bankauszügen sichtbar.

Noch ist sein Name nicht in den Stein gemeisselt. Noch liest sich nur ihr Name darauf, und es ist doch schon beinahe ein halbes Jahr her, seit Vater starb. Im Frühling, wenn es wärmer ist, werde sie sich an die Arbeit machen, sagte die Bildhauerin auf meine Nachfrage. Sie ist die Schwester meines Freundes, der aus einer Steinmetzfamilie stammt. Daher fiel auch diese Angelegenheit mir zu Lasten, schon damals, als Mutter gestorben war, lange vor dem Vater.

Ich übernahm, neben anderem, die Wahl des Steins und was darauf zu stehen kommen würde. Wir fuhren zusammen in ein kleines Dorf am Rande des Kantons Glarus, wo sie, die Bildhauerin, einen Steinbruch mit schönen Schiefersteinen kannte. Die Idee, einen Stein aus dieser Gegend zu wählen, hatte damit zu tun, dass die Grossmutter, also die Mutter der Mutter, von dort stammte. Sie war für uns Kinder eine seltsame Gestalt mit Haarnetz, die uns Butter auf ein Birnenbrot strich und ihren Konzertflügel unter Schutzhüllen versteckte wie heute der Nachbar seinen Ferrari.

Jetzt erzähle ich von der Grossmutter und wollte doch von den Jahren mit dem Vater erzählen. Ich lande bei der Frau, mit der er sich zerstritt, mehrfach, die wir

über Jahre nicht besuchen, die uns auch nicht besuchen durfte. Eine Gestalt aus lange vergangenen Zeiten, altmodisch, gespenstisch und oft theatralisch exaltiert – wie eine Tante des Count Dracula.

Erst später, nach meiner Rückkehr aus dem Ausland, füllten sich die Lücken ihres Lebenslaufs: In eine streng protestantische Familie hineingeboren, frühe Scheidung, Wegzug mit drei Kindern im Schulalter von Zürich nach Bern, aus einer Zürichberg-Villa in eine Blockwohnung in Bern-Wankdorf. Warum, musste Mutmassung bleiben: Ihr Mann war weniger im protestantischen als im progressiven Zürich unterwegs. Von ihrer Warte her auf der falschen Seite der Limmat sozusagen. Ob sie je Gelder erhalten hat vom vermögenden Ex-Mann, der weiterhin in der Villa wohnte, ist mir nicht bekannt. Sie war alleinerziehend und hinterliess Schallplattenaufnahmen (Beethoven und Bach), viele Bilder von Bergbesteigungen (sie umgarnt von Männern in Kurzhosen), Kristallgläser in Kartonschachteln eingekellert und einige Gedichte. Gedichte, die sich an Gott richteten. Rührselige oder vielleicht eher leidbedingte, leidgetränkte. Eines trägt den Titel «Einsam!», unterstrichen, mit Ausrufezeichen. In einer kunstvollen Handschrift geschrieben. Der Buchstabe h endete immer mit einer weit hinuntergezogenen Linie, wie die Träne auf der Wange des Clowns.

Ein Porträt-Foto von Dinu Lipatti, ihr von ihm gewidmet und signiert, steht heute bei uns im Wohnzimmer: Der weltberühmte Pianist hatte sie, die alleinerzie-

hende Mutter der Mutter, als Schülerin angenommen. Und noch etwas; da war wiederholt irgendein Arzt, den sie vergötterte. Ohne Arzt wäre sie verloren gewesen. Wenn sie diesen oder jenen Arzt nicht hätte, den Doggter Soundso, sagte sie im schönsten Glarner Dialekt, sie wüsste nicht, wo sie wäre. Und am Ende war sie ohne Bein und, wie ich glaube, in grosser Pein – ihr letzter Komplize hiess Kortison.

Warum erzähle ich das? In vielem schien und war sie altmodisch, und doch spricht ihr Lebenslauf von abenteuerlich modernen Alleingängen. Würde ihre Geschichte heute im Kino bebildert, es wäre eine hochaktuelle Geschichte. Der Mann von der Gesellschaft gefeiert, die Frau ins Dunkle verbannt, vergessen und verbittert gestorben.

In diesen Jahren, in denen ich für meinen Vater zuständig war, verbrachte ich viel Zeit in der Küche, hörte am Radio Reportagen, in denen es oft um Frauenschicksale ging und dargelegt wurde, wie Frauen oft viel zu ertragen hatten – beispielsweise die Folgen einer Scheidung, die gesellschaftliche Ausgrenzung, die Schwierigkeiten bei der Wohnungs- und Arbeitsuche, die inexistente Kinderbetreuung, die fehlende Unterstützung und die Feindseligkeit in der eigenen Familie –, wie sie im Ganzen nie wirklich gewürdigt wurden. Alles in Stille ertragen. Solche Geschichten vernahm ich beinahe im Wochentakt, während ich für meinen Vater eine serbische Bohnensuppe zubereitete oder Palatschinken.

Die Geschichte der Grossmutter ist heute Stoff: Eine eigenwillige Frau, die auf eigene Faust das Land ihres Daseins ausmass. Ihr Mann lebte verehrt, fürstlich und bequem, ein Mann seiner Zeit, Stammgast in Tonhalle und Kronenhalle, auf Du und Du mit fast dem gesamten Bundesrat, wie ich einmal vernahm. Von ihm haben wir kein Porträt eines Künstlers, dafür eines von General Guisan, ebenfalls signiert, ein persönliches Geschenk des Generals an den Grossvater. Sie schuftete sich mit drei Kindern durch, am Rand des Wahnsinns und des Nervenzusammenbruchs, vielleicht ein bisschen darüber hinaus. Wo beginnt der Wahnsinn? Wann der Zusammenbruch?

Wenn sie ihrer Verbitterung Luft machte, was meistens andere traf, weckte ihr Unmut bei ihren Nächsten Widerstand. Sie war keine Frau ihrer Zeit, hätte eher in unsere gepasst. Wenn ich abschliessend davon erzähle, wie sie, zurück in Glarus ein paar Gehminuten von ihrem Geburtshaus entfernt gestorben ist, von ihren Kindern verachtet und nur selten aufgesucht, von Familienfeiern verbannt, Besuche selber oft nicht einliess, dann wird vielleicht etwas klarer: Wie es schien, so war es nicht. Und vielleicht liegt darin das Bedürfnis meinerseits, über die Jahre mit meinem Vater zu schreiben: Wonach es aussieht – Vaterliebe, traditionelles Familienbild, aufopferungsvoller Sohn –, das war es nicht.

Wir stocherten in Steinresten herum. Überall Schiefersplitter, viele rötlich gefärbt, die Speckteile

weisslich oder vielmehr beige. Vor dem Steinbruch eine eingerissene Holzhütte, als wäre sie von einem Steinschlag getroffen worden. Ich hatte angenommen, Grabsteine wähle man aus einem Katalog oder vielleicht in ihrem Atelier. Aber sie schlug vor, vor Ort zu sehen, was wir mochten.

Sie zeigte auf ein paar Steine. Ich sah nur unförmige Stücke. Die vielen dünnen Schichten des Schiefers machen, dass er oft auseinanderspaltet und zerfällt. Als ich einen Block fand, stutzte sie. Er war rechteckig, in der Form eines übergrossen Buchs, da die Schichten seitlich sichtbar wie die Buchseiten hervorlugten, als könnte man den Stein aufblättern und lesen.

Sie schlug andere Steine vor, die in ihrer Form einer Pyramide ähnelten. Die Form gefiel mir. Als wäre das Dasein eine Bergbesteigung. Etwas, das sich zuspitzte. Doch ich fürchtete um die Namen und den Platz, den sie benötigen würden. Die Pyramide steht, in meinem Verständnis, für ein einzelnes Dasein. Hier aber suchte ich für zwei. Damals schon dachte ich, das reicht nicht für beide, Mutter und Vater.

Als ich auf der Gemeinde den Tod meiner Mutter meldete, kam die Frage des Gemeindeverwalters, ob wir ein Einzel- oder Familiengrab wünschten. Das hatten wir nie besprochen. Darüber konnte ich nicht entscheiden. Ich rief meinen Vater an. Er war bestimmt darin, dass es ein Familiengrab sein sollte. Ich weiss nicht, ob er begriff, dass er im Grunde sagte, da komme er hinein.